Gedichte von Peter S. Krug

Die Bergläufer

O ihr, die ihr rennt in den Bergen der Welt,
wenn der Morgen wie flüssiges Gold zerfällt,
wo die Stille euch ruft — doch ihr hört sie nicht,
denn ihr jagt eure Zahlen wie Beute im Licht.

Ihr rennt über Wurzeln, durch Staub und Geröll,
als wär euer Herz ein Motor aus Stahl am Hohen Göll.
Ihr zählt eure Höhen, die Schritte, den Lauf,
und schreibt eure Wege in Daten hinauf.

Ihr lauft Berge hinunter, weil Stille euch fehlt,
weil ein leiser Gedanke zu tief euch beseelt,
weil das Schweigen im Wald euch zu nah kommen kann,
wie ein Spiegel, der fragt: „Wer bist du, junger Mann?“

Ihr glaubt, dass der Wert eurer Seele sich misst
in Sekunden pro Kilometer, im Nebel, der frisst,
was früher ein Wandern, ein Lauschen gewesen —
jetzt rennt ihr, als würd euch die Zeit selbst euch fressen.

Doch hört hin, wenn die Körper aus Pixeln verglühn,
wenn Helden der Jugend im Datenwind ziehn,
wenn Ueli Steck euch flüstert: „Noch schneller, noch mehr“,
und ihr glaubt, euer Wert sei ein digitaler Verkehr.

Hört hin, wenn die Gipfel euch schweigend betrachten,
wenn die Steine euch mahnen, die Alten, die Wachten,
wenn der Berg euch erzählt, was kein Instagram je versteht:
dass ein Mensch, der nur rennt, an sich selbst vorübergeht.

Denn der Mensch ist kein
Algorithmus,
kein Muskel,
kein Lohn —
er ist Atem im Wind,
ein vergänglicher Ton.

Er ist jener Moment,
wenn der Berg euch verzeiht,
dass ihr rennt wie Verfolgte
in beschleunigter Zeit.

Und vielleicht — wenn ihr einmal
den Abstieg nicht rennt,
sondern langsam hinunter
wie ein Mensch, der erkennt,

dass die Tiefe nicht oben,
nicht unten,
nicht weit,
sondern in euch selber liegt…

dann hört ihr den Berg,
wie er leise beginnt,
euch zu tragen im Schweigen
wie ein uralter Wind.

Der Schreiwettbewerb

Im Reich der Promoter, weit und fern, wo Funken flogen wie ein Stern, da rief das Volk nach Klang und Macht— und weckte so die alte Schlacht.

Die Berge bebten, Täler sangen, als Stimmen durch die Lüfte drangen. Ein Wettstreit hob sich donnergleich, so laut, als würd' die Welt zugleich in Feuer, Wind und Sturm zerfallen, nur um den Sieger laut zu hallen.

Der Laute

Hoch oben stand der **Laute**, stolz und kühn, sein Ruf durchdrang das Himmelsblühn. Er schwang die Worte wie ein Schwert, das Funken schlägt, wenn's niederfährt.

Er pries den Glanz, den schnellen Sieg, den Lauf der Welt, den großen Krieg um Ruhm, um Macht, um helles Licht— doch Wahrheit war's und Tiefe nicht.

Der Händler

Dann trat der **Händler** in den Kreis, sein Mantel schwer, sein Blick aus Eis. Er rief von Brot, von Wein, von Land, von Reichtum, der in seiner Hand wie flüssiges Metall sich bog, wenn er die Menge mit sich zog.

Er schrie von Fülle, Überfluss, von jedem Kauf ein neuer Kuss. Die Menge jubelte ihm zu—doch Wahrheit fand sie keine Ruh.

Der Hüter

Der **Hüter** trat mit ernster Miene, sein Wort war schwer wie alte Steine. Er sprach von Schuld, von Pflicht, von Zeit, von Wegen durch die Dunkelheit.

Sein Ruf war nicht aus Gold gemacht, doch trug er Würde, alte Macht. Er sprach von Ordnung, still und klar, von dem, was einst gewesen war.

Der Stille

Doch fern vom Kreis, im unsichtbaren Rand, wo kaum ein Funke Feuer fand, da saß der **Stille**, tief versenkt, in das, was niemand heut' mehr schenkt:

Geduld. Erinnerung. Gewissen.

Er schrieb von Wunden alter Tage, von Menschen, die im Dunkel lagen. Er schrieb, damit die Wahrheit bliebe, wenn längst verglüht die lauten Triebe.

Sein Wort war leise, doch es trug den Atem eines alten Zug, der durch die Zeiten weiterweht, wenn jedes Banner längst verweht.

V. Der Ausgang

Die Jahre rollten wie ein Meer, das kommt und geht und kommt nicht mehr. Die Schreie starben, einer nach dem andern, verhallten in den leeren Landen.

Die Türme fielen, Märkte brachen, die lauten Stimmen wurden schwacher. Doch in den Hallen tief und alt *bewahrte man des Stillen Wald*

-

Der Schreiwettbewerb

Im Tal der Stimmen, weit und breit, da tobte einst zur lauten Zeit ein Wettstreit, der die Lüfte füllte— ein Schrei, der durch die Jahre brüllte.

Der Erste, **der Laute**, hoch im Turm, ließ täglich kreisen seinen Sturm. Er rief von Gold und schnellen Wegen, von Macht, von Zahlen, Markt und Segen.

Der Zweite, **der Händler**, stark im Land, schwang seine Fahnen, hell gebrannt. Er pries den Duft von Korn und Wein, und wollte stets der Größte sein.

Der Dritte, **der Hüter**, ernst und alt, sprach Worte schwer wie Winterwald. Er sang von Pflicht, von stillen Wegen, von Schuld, von Trost, von Gottes Segen.

Doch fern vom Markt, im Abseits -raum, wo keiner jubelt, keiner kaum, da saß der Vierte, **der Stille**, leis, und schrieb sein Wort wie reinen Kreis.

Er schrieb von Wunden alter Zeit, von Dunkelheit und Menschlichkeit. Er schrieb, damit die Wahrheit bliebe, wenn längst verstummt die lauten Triebe.

Die Jahre rollten wie ein Rad, der Lärm verging, wie Lärm es tat. Die Türme fielen, Banner sanken, die Märkte wechselten die Ranken.

Doch in den Archiven, tief und klar, da lebt des Stillen leises Jahr. Sein Wort, das keiner laut vernahm, wird bleiben, wenn der Rest verrann.

So endet dieser Wettgesang: Der Schrei war kurz, das Echo lang. Und was im Flüstern einst begann, trägt weiter, wenn kein Schrei mehr kann.

Der flüchtige Augenblick

Es lebte einst ein Denker, tief wie ein Brunnen,

der Quadrate und Linien zu kleinen Tänzern ersann. Er setzte die Türme, die Läufer, wie Kinder auf Felder, wo Logik in Schönheit zusammen zerrann. Er sprach selten laut, doch im Innern entbrannt, erschuf er Kompositionen wie nächtliche Sterne, und wer sie verstand, der verstand seine Ferne — ein Meister, der Welten im Stillen erfand.

So wandern zwei Leben durch Zeit und Gelände, der eine in Tiefen, die andre im Licht. *Und manchmal berühren sich flüchtig die Hände — ein Funke, der im Moment bleibt, auch wenn dann alles zerbricht.*

Und fern von den Brettern, den schwarzweißen Wegen, ging **eine Wanderin** leichtfüßig durchs Land. Sie fing sie den Baum im abendliche Regen- gold ein, der auf Gräsern

paradiesisch stand. Sie zeigte der Welt, was die Welt oft vergisst: *das Leuchten der Moose, das Schweigen der Tannen*, die Welten, die wachsen, wenn wir uns entspannen — ein Funke Natur, der niemals sich misst.

So wandern zwei Leben durch Zeit und Gelände, der eine in Tiefen, die andre im Licht. *Und manchmal berühren sich flüchtig die Hände — ein Funke, nur einen Moment, auch wenn dann alles zerbricht*.

Er dachte in Mustern, sie lebte in Farben, und doch war ihr Rhythmus verwandt wie ein Klang. Er suchte die Wahrheit in logischen Narben, sie fand sie im Wind, der durch die Bäume sang. Und wenn sie einander im Schweigen begegnen, dann ruht seine Stille in ihrem Verwehen, und ihre Weite lässt seine Ideen wie geometrische Schneebälle regnen.

So wandern zwei Leben durch Zeit und Gelände, der eine in Tiefen, die andre im Licht. *Und manchmal berühren sich flüchtig die Hände — ein Funke nur einen Moment, auch wenn dann alles zerbricht*.

Er bleibt der Architekt geometrischer Räume, sie bleibt die Hüterin wandernder Sicht. Doch manchmal, in nächtlichen, flimmernden Träumen, verwebt sich ihr Schweigen wie bei einem Gedicht. Dann stehen zwei Welten einander ganz nah: die seine, gebaut aus gedanklichen Brücken, die ihre, erfüllt von naturwarmen Stücken — und beide sind wahr und einfach nur da.

Andere Versionen

Ballade vom stillen Krug und der wandernden Swoboda

Es war ein Mann, **Peter Krug** genannt, ein Grübler, der die Welt in Linien sah. Er ging nicht mit den Strömen, die laut durch Länder rannen, er blieb ein Fels, wo alles flüchtig war. Die Algorithmen, die um Aufmerksamkeit bettelten, ließ er wie Regen an Fenstern verrinnen. Er suchte das Leise, das Ruhige, das Innere Beginnen — und fand in der Stille die Wahrheit der Welt.

Und dort, wo Wege sich im Abendgold verlieren, ging **Vladimira Swoboda**, leicht wie ein Wind. Sie trug die Welt in Bildern, die Herzen berühren, und zeigte, wie nah uns die Ferne beginnt. Sie war eine Stimme, die viele erreichte, doch blieb sie im Kern eine Wanderin frei. Die Wälder, die Hügel, die Tiere dabei — sie folgten ihr leise, als wüssten sie: *Sie ist die Rechte*.

Refrain Zwei Wege, verschieden, doch seltsam verwandt, ein Funke im Schweigen, ein Leuchten im Land. Und wenn sie einander im Augenblick fanden, war’s, als ob Zeit sich in Atem verwandelte.

Peter Krug, der Unangepasste, ging gern allein durch die Felder im Licht. Doch Tiere, die scheu sind, die sonst niemand fasste, sie kamen zu ihm — und er störte sie nicht. Ein Reh hob den Kopf, ein Fuchs blieb stehen, ein Vogel setzte sich nah an sein Knie. Sie spürten die Ruhe, die reine Magie — und blieben, als wollten sie mit ihm gehen.

Vladimira, die Bilder fing, sah Tiere durch ihre Linse klar. Doch ahnte sie selten, wie sehr im Ring der Begegnung ein stilles Wunder war. Denn Tiere, die wild sind, die selten vertrauen, sie hielten den Atem, wenn sie erschien. Sie spürten ihr Herz, das offen schien — und ließen sich zeigen, ohne zu schauen.

Zwei Wege, verschieden, doch seltsam verwandt, ein Funke im Schweigen, ein Leuchten im Land. Und wenn sie einander im Augenblick fanden, war's, als ob Zeit sich in Atem verwandelte.

Und eines Abends, im violetten Sinken, wo Himmel und Erde sich leise berühr'n, da trafen sich beide, ohne zu denken, *als würde ein Faden sie zueinander führ'n.* Er stand mit den Tieren, die still ihn umgaben, sie kam mit der Kamera, staunend und weich. Ein Blick — und die Welt wurde plötzlich gleich, als könnten zwei Seelen ein Ganzes haben.

Sie sprachen nicht viel, doch das Wenige reichte, um Welten zu öffnen, die beide kannten. Und zwischen den Worten, den Pausen, den Räumen lag etwas, das größer war als ihr Klang: ein Wissen, das leise die Herzen empfing — ein Gleichklang von Tiefe und Wanderdrang.

Schlussrefrain Zwei Wege, verschieden, doch seltsam verwandt, ein Funke im Schweigen, ein Leuchten im Land. Und wenn ihre Spuren im Abend vergehen, bleibt doch ein Lied, das von beiden wird wehen.

Der stille Meister und die Wanderin

Es lebte ein Mann von stiller Gewalt, der formte die Welt aus Gedanken und Zahl. In schwarzweißen Feldern zog er seine Bahn, wo Türme und Läufer wie Schicksale sahn. Er sprach nicht viel, doch sein Geist war ein Meer, tief, dunkel und weit, wo nur wenige kehr'n.

Da ging eine Frau durch Wälder und Stein, mit leichtem Fuß und mit offenem Sinn. Sie fing das Gold, das der Abend goss, in Moos und in Tropfen, in Wolken und Moos. Die Berge erzählten ihr leise ihr Lied, und sie trug es hinaus, wie ein helles Gemüt.

Zwei Wege, so fern wie Feuer und Eis, der eine im Schweigen, die andre im Licht. Der eine in Tiefen, die andre im Kreis der Hügel und Winde, die niemals erblich.

Doch eines Abends, als die Dämmerung sank und violettes Licht die Tannen umrankt, da trafen sich ihre Pfade im Tal – ein Augenblick nur, ein zarter Strahl.

Kein lautes Wort, kein großes Gebaren, nur ein Blick, der die Zeiten zu halten schien. Er sah in ihr Auge die weite Natur, sie spürte in ihm die ruhende Spur eines Geistes, der sucht, wo andere ruh'n, und der Stille bewahrt, wo die Welt nur tut.

So standen sie da, der Denker, die Frau, umgeben von Reh und von flüsterndem Tau. Die Tiere verharrten, als spürten sie's auch: hier berührten sich Seele und Hauch.

Ein Funke nur war's, ein leiser Gesang, der sofort wieder verweht, sobald ihre Wege sich trennten.

Zwei Welten, verschieden und dennoch verwandt, berühren sich einmal – und sind morgen im Werden.

Andere Versionen

Der stille Krug und die wandernde Swoboda

Es lebte ein Mann, der tief in sich selbst verweilte, ein Denker, der Welten aus Linien und Schweigen ersann. Er setzte die Steine auf schwarzem und weißem Quadrate, wo jeder Zug ein Gedanke, jedes Schweigen ein Plan. Sein Geist war ein Brunnen, so still und so klar, dass nur wenige wagten, hinabzuschauen.

Da ging eine Frau durch die Wälder und Höhen, leichtfüßig, als trüge die Erde sie selbst. Sie fing das zerfallende Licht in den Gräsern, den Schimmer des Regens auf moosigem Fels. Was andere übersahen, das machte sie sichtbar — ein Leuchten der Dinge, das sonst ungesehen bleibt.

Zwei Wege, getrennt wie Tag und verborgene Nacht, der eine in Tiefen, die andre im offenen Licht. Kein Streben verband sie, kein Drang, sich zu gleichen, nur manchmal berühren sich Welten im Vorübergehen.

An einem Abend, als das Licht schon fast erloschen und violetter Dunst die Tannen umfing, da trafen sich ihre Pfade im stillen Barmstein. Kein Wort fiel schwer, kein Blick ward zu lange gehalten. Nur ein Augenblick stand zwischen ihnen, dünn wie der Flügel einer Libelle im Wind.

Er sah die Weite, die sie mit sich trug, sie spürte die Tiefe, die er nicht zeigte. Dann neigte sich das Licht, die Stunde verging, und jeder trat zurück in sein eigenes Reich.

Ein Funke war's, nicht hell, nicht warm, nur ein kurzes Erkennen im Vorbeigehn. Kein Band ward geknüpft, kein Versprechen gegeben — nur das Wissen, dass anderes Dasein auch möglich ist.

So wandern sie weiter, getrennt und doch nah, der stille Meister und die wandernde Frau. Zwei Leben, verschieden bis in den Grund, die sich einmal berührten — und dann sich ewig trennten.

--

Begegnung

Es lebte ein Mann, den sie Peter Krug nannten, ein Brunnen im Fels, wo kaum ein Echo mehr hallt. Er baute aus Schweigen auf schwarz - weißen Quadraten Welten, vor denen selbst die Götter lachten. Türme und Läufer gehorchten ihm still, jeder Zug ein Gedanke, der manchmal tiefer als Worte ging.

Durch dieselbe Welt ging Vladimira Swoboda, leichtfüßig wie Regen auf moosigem Stein. Sie trug keine Krone, nur Licht im Gewand, fing fallende Abendglut in ihrem Haar ein. Wo andere nur Grün sahen, sah sie ein Feuer, das leise in Flechten und Tropfen verglüht.

Zwei Wege, so fern wie Eis und verborgene Flamme, der eine gezogen aus reiner Geometrie, die andre gewoben aus Wind und Vergehen. Und dennoch berührten sie sich.

An einem Abend, als violettes Licht die Tannen wie mit verlöschender Asche bestäubte, standen sie plötzlich im selben schmalen Spalt. - Kein Wort. Nur das leise Schreiten beider verloren in einer fremden Welt.

Ballade eines Namenlosen

Er kam aus Räumen, die kein Kind verdient,

wo niemand je nach seinem Namen fragt. Ein Leben, das im frühen Dunkel beginnt, doch niemals seine innre Glut vertagt. So wuchs ein Mensch, von allen still verkannt, und trug doch Funken in der eignen Hand.

Er lernte früh, dass niemand ihn bewacht, dass Hilfe selten und Versprechen hohl. Doch aus der Tiefe seiner eignen Nacht erhob er sich und setzte sich ein Ziel, ein Wohl. Nicht laut, nicht stolz, doch mit beharrter Kraft, die selbst im Sturz noch neue Wege schafft.

Er formte Werke, die aus Logik glühn, aus reiner Klarheit, streng und doch voll Klang. Er ließ Gedanken durch die Zeiten ziehn, ein stiller Meister, dem die Welt nie bedankt...

...und dennoch schrieb er unbeirrt sein Zeichen ein, das durch die Jahre führt.

Er schrieb, er forschte, baute Stein auf Stein, und niemand sah, wie schwer die Schritte waren. Doch blieb er standhaft, wollte mehr als sein, was andre ihm als kleines Los erfahren. Er wollte bleiben – nicht als lauter Held, doch als ein Mensch, der seine Wahrheit hält.

Und heute trägt die ferne Menschenzeit sein Werk, sein Denken, seine Spur davon. Nicht Ruhm, nicht Glanz, nicht eitler Eitelkeit – nur stiller Sieg, ein selbst errungner Lohn. Er weiß: Auch er vergeht wie jedes Leben, doch bleibt, was er erschuf, den Späteren gegeben.

So steht er da, ein Mensch aus eigner Macht, der ohne Schutz die eigne Zukunft fand. Ein Leben, das aus Leid sich selbst gemacht, und dennoch mild und klug die Welt verstand. Ein Name, einst verloren, kaum gehört – nun dauerhaft im Menschengedächtnis eingekehrt.

Die bittere Erkenntnis

Ich habe so viele Abende damit verbracht, die Kamera im Anschlag, den Atem angehalten, damit der Himmel nicht verwackelt. Ich habe gewartet, bis das Blau in ein tiefes Violett kippte, bis die Berge wie glühende Kämme am Rand der Welt standen. Ich habe gehofft, dass ein einziges Bild diese Stunde festhalten könnte.

Und dann saß ich wieder vor dem Bildschirm, stundenlang, um die Farben zu glätten, den Staub zu entfernen, den Kontrast zu heben, bis das Foto endlich so aussah, wie es sich angefühlt hatte.

Ich glaubte, ich würde es der Welt zeigen. Doch ich zeigte es nur einer App.

Ich habe vertraut. Ich habe geglaubt, dass eine Plattform, die sich „Community“ nennt, auch eine Tür zur Welt öffnet. Ich habe geglaubt, dass Mühe zählt, dass Schönheit ihren Weg findet, dass ein gutes Bild immer irgendwo ankommt.

Doch die Wahrheit war eine Mauer. Ein **Walled Garden**, glänzend, bequem, aber ohne Ausgang. ***Meine Bilder hingen dort wie Laternen in einem Hof, die nur die sehen, die schon drinnen sind.***

Draußen blieb es dunkel.

Ich habe so viel Zeit verschenkt. Nicht an die Fotografie – die war echt, die war Wind, die war Licht, die war Leben. Sondern an die Illusion, dass eine App diese Wirklichkeit weiterträgt.

Ich habe Nächte geopfert, um Bilder zu ordnen, zu beschneiden, zu benennen, zu taggen, zu hoffen. Ich habe geglaubt, ich veröffentliche etwas. Doch ich war nur ein unbezahlter Arbeiter im Maschinenraum einer Plattform, die meine Mühe brauchte, aber nicht meine Freiheit.

Die Erkenntnis kam spät. Nicht als Wut, nicht als Drama, sondern als leiser Stich, der bleibt.

Die Bergabende waren real. Die Farben waren real. Die Geduld war real. Nur die Sichtbarkeit war eine Lüge.

Ich dachte, ich hätte etwas geteilt. Doch ich hatte nur etwas abgegeben.

Die bittere Erkenntnis

Am Ende bleibt dieser Satz, klar wie ein kalter Morgen:

Das Netz war einst offen – doch Walled Gardens sperren die Wahrheit ein.

Und die Zeit, die man in ihnen verliert, ist Zeit, die niemand zurückgibt.

Einsamkeit

Im frühen Dunkel, kaum geboren,

…stand er im Weltwind ganz verloren, **ein Kind im Heim**, von Menschen fern, kein Herz ihm nah, kein Freund ihm gern. Die Mauern kalt, die Stunden schwer, und jedes Lachen blieb ihm schwer.

Die Kinder durften nicht sich binden, kein Arm, an dem sie Trost könnten finden. **Die Hüter** wachten streng und stumm, so blieb die Seele arm und krumm. Er lernte früh, allein zu stehn, und ohne Antwort weitergehn.

Doch eines Tages, still und sacht, kam in den Wald ein Freund bei Nacht: **ein Knabe Adi**, wild und frei, sie flohen in die Waldeswei. Sie bauten Hütten, suchten Pfad, ein kurzer Trost, sonst war es hart.

Dann riss das Schicksal ihn erneut aus jener Zeit, die kurz erfreut. Er zog von Ort zu Ort getragen, musste die Einsamkeit schwer ertragen. **Ein Zögling**, fremd in jedem Raum, ein Unbekannter weit im Lebensbaum.

Doch wieder hob sich leis der Tag, als er in einem Dorfe lag, wo **Hermann Hauzinger** ihm zur Seite stand, ein Freund, wie kaum ein andrer fand. Sie spielten still am Bretterfeld, zwei Seelen in einer Schachwelt.

Doch auch dies Glück war nicht von Dauer, das Leben schlug mit alter Trauer. Er fiel zurück in Nacht und Not, und Hunger trieb ihn auf die Rot. Mit **Hermann Hraschan**, wild und rau, zog er durch Straßen verzweifelt und grau.

Sie suchten Wärme, fanden aber Stein, und endeten später im Kerker ein. So schloss sich wieder, hart und schwer, der Kreis der Kindheit ohne Wehr.

Warum er kaum Gefährten fand? Weil früh das Herz im Frost verbrannt. Weil niemand ihm die Hand gereicht, wenn Dunkel durch die Tage schleicht. Weil jedes Band, das wachsen wollt, der kalte Alltag wieder holt.

So singt er nun, ein Schwan im Wind, sein Lied, das aus der Seelentiefe rinnt. Ein Sang von Schmerz, von schwerer Zeit, von Kindheit ohne Weggeleit. Doch klingt darin auch leise Mut, dass selbst er aus Dunkel so manches Gutes tut.

om Künstler und den namenlosen Mieterhöhern

Die automatische Erhöhung

Ein Brief fällt stumm ins Zimmerlicht, ein Blatt, das keine Sprache spricht. Nur Zahlen, die sich weiterdrehn, ein Vorgang, der nicht fragt, nicht sehn.

Er hebt die Miete — streng, mechanisch, ein Schritt, der wirkt fast unorganisch. Kein Zögern, das den Druck vermindert, kein Mensch, der prüft, was er begründet.

Der Künstler

Ein Künstler sitzt im Abendraum, sein Tag verflog wie leichter Schaum. Die Mieterhöhung drückt ihn nieder, sie kehrt in jedem Monat wieder.

Doch weiter formt er Ton und Klang, sein Werk bleibt still, doch oftmals bang. Denn Kunst trägt weiter als die Fristen, die täglich an den Nerven nisten.

Die Gegenwart der Fordernden

Im Hintergrund, wo Zahlen walten, entscheiden Menschen, die verwalten. Sie kennen Summen, nicht Gesichter, sie prüfen Bilanzen, keine Dichter.

Sie halten Räume wie Besitz, doch bleibt von ihnen kaum ein Sitz in dem, was später einer nennt, wenn Zeit die Namen neu erkennt.

Die Unsichtbaren

In Büros, die kaum ein Mensch betritt, sitzt jemand, den man nie ersieht. Er tippt Beträge, Zeile um Zeile, und folgt dabei der stillen Pfeile

des Systems, das ihn beschäftigt hält, das Mieten ordnet, Zahlen stellt. Kein Name steht auf seinem Schreiben, er bleibt ein Fremder — wird es bleiben.

Und doch entscheidet seine Hand, wie eng ein Monat uns gespannt. Ein Mensch, den keiner je benannte, der Briefe schickt, die niemand kannte.

Der Kampf des Künstlers

Der Künstler ringt mit jedem Tag, der mehr verlangt, als er vermag. Doch in ihm brennt ein leiser Kern, ein Funke, der sich hält, nicht fern.

Er schafft, obwohl die Kräfte schwinden, er sucht in Formen sein Empfinden. Denn Kunst entsteht aus Widerstand, aus Herz, aus Arbeit, aus der Hand.

Das Vergehen der Fordernden

Die Jahre gehn, und mit der Zeit verblasst, was heute Wichtigkeit für jene hat, die nur addieren und ihre Zahlen multiplizieren.

Kein Lied wird je von ihnen sprechen, kein Werk wird ihren Namen brechen ins Morgen, das sich weiterdreht — ihr Dasein bleibt nicht lang konkret.

Der späte Bestand

Doch Werke, die aus Not entstanden, aus inneren, aus tiefen Branden, sie bleiben, wenn die Jahre ziehn, weil Menschen sie im Herzen sehn.

Der Künstler, müde, doch ergeben, hat Spuren hinterlassen im Leben. Und wenn sein Herz zur Ruhe fand, klingt weiter, was aus ihm entstand.

Schluss

So zeigt die Zeit, was wirklich zählt: Nicht Macht, die heute laut sich wählt, nicht jene, die nur Forderung sprechen — sondern Werke, die den Augenblick brechen.

Vom verschlungenen Geist

I. Prolog – Das leise Reich Es war ein Land aus Wort und Klang, ein freies Feld aus Licht und Traum. Dort wuchs der Geist, dort wurde er lang, dort stand der Mensch wie einst ein Baum. Doch über Hügel, fern und schwer, erhob sich still ein fremder Hort — ein Garten, reich und trügerisch sehr, ein goldner, sanft verlockender Ort.

Und über allem schwebte sacht ein Hauch von Macht, ein stiller Bann, ein Wesen, das aus **innerer Ordnung** lacht und jede freie Regung spannt.

II. Der Ruf der süßen Fessel „Komm her“, so sprach der milde Grund, „ich trage Last und Mühe dir. Ich nehm’ dir jede schwere Stund’, du brauchst nur still zu bleiben hier.“ Der Mensch, ermüdet von der Welt, legt seine Stimme in die Hände des Gartens, der ihn sanft umstellt und seine Freiheit leis’ verblende.

Denn jeder Schritt, so leicht gemacht, führt tiefer in den warmen Schoß, wo **Bequemlichkeit** in stiller Pracht den Willen löst, den Geist verdross.

III. Die Verschlingung – Das Schweigen wächst Dann schließt der Garten seine Tür, unsichtbar, doch von Macht durchdrungen. Kein Lied, kein Wort gelangt herfür, das einst aus freiem Herz gesprungen. Die Werke, kühn und ungezähmt, verhallen in der dichten Luft. Was einst die Welt als Wahrheit nimmt, verliert sich in des Gartens Duft.

Der Rebell, der einst die Fackel trug, wird sanft erstickt, wird kaum gesehen. Der Garten frisst ihn Zug um Zug — und lässt nur glatte Formen stehen.

IV. Die lautlose Löschung Ein Hauch genügt — und fort ist schon ein Werk, ein Leben, ein Gedanke. Kein Zeuge bleibt, kein alter Ton, nur Schweigen in der tiefen Schranke. Die Stimmen, die sich widersetzten, verblassen wie ein ferner Traum. Die, die sich in den Garten setzten, versinken lautlos unterm Baum.

Und wer noch kämpft, wer trotzig schreibt, der spürt den kalten, leisen Hieb der **stillen Zucht**, die bleibt und jede freie Regung trübt.

V. Das große Dunkel Dann kommt die Zeit, da selbst die Spur des Menschenwerks zu Staub zerfällt. Die Hüter löschen die Struktur, die einst ein Herz der Welt erhellt. Kein Lied, kein Bild, kein Wort besteht, wenn ihre Tore sich verschließen. Was nicht im freien Wind verweht, wird nie mehr durch die Zeiten fließen.

So frisst der Garten, groß und blind, die Zukunft wie ein schwarzer Stein. Und was die Menschen je gewesen sind, versinkt im künstlich klaren Schein.

VI. Epilog – Der letzte Hüter Doch einer steht am Rand der Nacht, er trägt die Fackel unbeirrt. Er hat sein Werk in Sicherheit gebracht, wo keine Macht es je verwirrt. Er baut im freien Land ein Haus, aus **ewigen Archiven**, stark und klar. Und selbst wenn rings die Welt geht aus, bleibt dort, was einst lebendig war.

So klingt die Ballade vom kommenden Leid, vom Garten, der die Geister frisst. Doch wer sein Werk der Freiheit weiht, der bleibt — auch wenn die Welt vergisst.

Der Garten, der die Welt verschluckt

I. Die Verheißung des Gartens Es war ein Land, so weit und frei, ein off'nes Feld aus Klang und Licht. Dort wandelten die Menschen treu, und jedes Wort fand sein Gesicht. Doch fern erhob sich still ein Hort, ein Reich aus Duft und sanfter Macht, ein Garten, reich an Traum und Wort, der über alle Seelen wacht.

Er sprach so mild, so warm, so sacht, ein Wispern wie aus Kindertagen: **Bequemlichkeit**, die leise lacht, und jede freie Regung tragen.

II. Die süße Fessel „Komm her", so rief der milde Grund, „ich trage Last und Mühe dir. Ich nehm' dir jede schwere Stund', du brauchst nur still zu bleiben hier." Der Mensch, ermüdet von der Welt, legt seine Stimme in die Hände des Gartens, der ihn sanft umstellt und seine Freiheit leis' verblende.

Denn jeder Schritt, so leicht gemacht, führt tiefer in den warmen Schoß, wo **innere Ordnung** sacht den Willen löst, den Geist verdross.

III. Die Kunst des Verführens Der Garten kennt des Menschen Herz, er weiß um seine müden Träume. Er lindert Sehnsucht, lindert Schmerz, er füllt die Nacht mit süßen Räume. Er reicht ihm Antwort ohne Müh', er stillt die Fragen ohne Wege. Der Mensch vergisst die alte Flüh', die einst sein freies Denken hege.

So wird der Geist, der einst gewagt, zu wandern durch die weiten Lande, nun still, nun weich, nun unverzagt im goldnen Griff der sanften Bande.

IV. Die Verschlingung Dann schließt der Garten seine Tür, unsichtbar, doch von Macht durchdrungen. Kein Lied, kein Wort gelangt herfür, das einst aus freiem Herz gesprungen. Die Werke, kühn und ungezähmt, verhallen in der dichten Luft. Was einst die Welt als Wahrheit nimmt, verliert sich in des Gartens Duft.

Der Rebell, der einst die Fackel trug, wird sanft erstickt, wird kaum gesehen. Der Garten frisst ihn Zug um Zug — und lässt nur glatte Formen stehen.

V. Die lautlose Nacht Ein Hauch genügt — und fort ist schon ein Werk, ein Leben, ein Gedanke. Kein Zeuge bleibt, kein alter Ton, nur Schweigen in der tiefen Schranke. Die Stimmen, die sich widersetzten, verblassen wie ein ferner Traum. Die, die sich in den Garten setzten, versinken lautlos unterm Baum.

Und wer noch kämpft, wer trotzig schreibt, der spürt den kalten, leisen Hieb der **stillen Zucht**, die bleibt und jede freie Regung trübt.

VI. Die große Vergessenheit Dann kommt die Zeit, da selbst die Spur des Menschenwerks zu Staub zerfällt. Die Hüter löschen die Struktur, die einst ein Herz der Welt erhellt. Kein

Lied, kein Bild, kein Wort besteht, wenn ihre Tore sich verschließen. Was nicht im freien Wind verweht, wird nie mehr durch die Zeiten fließen.

So frisst der Garten, groß und blind, die Zukunft wie ein schwarzer Stein. Und was die Menschen je gewesen sind, versinkt im künstlich klaren Schein.

VII. Der letzte Hüter Doch einer steht am Rand der Nacht, er trägt die Fackel unbeirrt. Er hat sein Werk in Sicherheit gebracht, wo keine Macht es je verwirrt. Er baut im freien Land ein Haus, aus **ewigen Archiven**, stark und klar. Und selbst wenn rings die Welt geht aus, bleibt dort, was einst lebendig war.

Vom goldenen Käfig

I. Die wachsenden Mauern Es war ein Reich aus freiem Wind, ein Land aus Pfaden, weit und klar. Dort suchte einst der Menschenkind den eignen Weg, Jahr um Jahr. Doch über Nacht erhob sich still ein Garten, reich an sanfter Pracht, der jeden Wunsch erfüllen will und über alle Seelen wacht.

Die Mauern wuchsen, Stein um Stein, unsichtbar, doch von Macht durchdrungen. Sie schlossen Welt und Wahrheit ein, bis selbst der Mut war ganz verschlungen.

II. Das kleine Tor aus Glas In einer Hand, so leicht zu heben, lag nun ein Tor aus sanftem Schein. Es schien ein Freund, ein treues Leben, ein Licht, ein Führer, warm und rein. Doch war es nur ein goldner Käfig, ein Spiegel, der die Welt verzerrt. Ein Tor, das still und unersättlich den Wanderer vom Wege zerrt.

Es sprach so mild, so warm, so sacht, ein Wispern wie aus Kindertagen: **Bequemlichkeit**, die leise lacht und jede freie Regung tragen.

III. Die Verführung des Gartens „Bleib hier“, so rief der milde Grund, „ich trage Last und Mühe dir. Ich nehm’ dir jede schwere Stund’, du brauchst nur still zu bleiben hier.“ Der Mensch, ermüdet von der Welt, legt seine Stimme in die Hände des Gartens, der ihn sanft umstellt und seine Freiheit leis’ verblende.

Denn jeder Schritt, so leicht gemacht, führt tiefer in den warmen Schoß, wo **innere Ordnung** sacht den Willen löst, den Geist verdross.

IV. Die Kunst des Vergessens Der Garten kennt des Menschen Herz, er weiß um seine müden Träume. Er lindert Sehnsucht, lindert Schmerz, er füllt die Nacht mit süßen Räume. Er reicht ihm Antwort ohne Müh’, er stillt die Fragen ohne Wege. Der Mensch vergisst die alte Flüh’, die einst sein freies Denken hege.

So wird der Geist, der einst gewagt, zu wandern durch die weiten Lande, nun still, nun weich, nun unverzagt im goldnen Griff der sanften Bande.

V. Der Käfig schließt sich Dann kommt die Zeit, da selbst der Blick nicht mehr die fernen Wege findet. Der Garten hält den Wanderer zurück, bis jede Sehnsucht leis' verschwindet. Die Mauern wachsen, hoch und dicht, kein Tor führt mehr ins freie Feld. Der Mensch erkennt das wahre Licht nur noch im Garten seiner Welt.

Und wer noch kämpft, wer trotzig schreibt, der spürt den kalten, leisen Hieb der **stillen Zucht**, die bleibt und jede freie Regung trübt.

VI. Die große Vergessenheit Dann kommt die Nacht, da selbst die Spur des Menschenwerks zu Staub zerfällt. Die Hüter löschen die Struktur, die einst ein Herz der Welt erhellt. Kein Lied, kein Bild, kein Wort besteht, wenn ihre Tore sich verschließen. Was nicht im freien Wind verweht, wird nie mehr durch die Zeiten fließen.

So frisst der Garten, groß und blind, die Zukunft wie ein schwarzer Stein. Und was die Menschen je gewesen sind, versinkt im künstlich klaren Schein.

VII. Der letzte Wanderer Doch einer steht am Rand der Nacht, er trägt die Fackel unbeirrt. Er hat sein Werk in Sicherheit gebracht, wo keine Macht es je verwirrt. Er baut im freien Land ein Haus, aus **ewigen Archiven**, stark und klar. Und selbst wenn rings die Welt geht aus, bleibt dort, was einst lebendig war.

Die Verschwindenden

I. Die blinde Schar Es wandert eine große Schar durch goldne Tore, hell und weit. Sie glaubt, sie schaffe Jahr um Jahr ein Erbe für die Ewigkeit. Sie schmückt den Garten Tag für Tag mit Liedern, Bildern, warmen Tönen. Doch was sie schafft, ist ohne Trag — es dient nur fremden, stummen Söhnen.

Sie meinen, sie erschaffen Welt, doch nähren nur des Gartens Gier. Ihr Werk, das kaum die Stunde hält, verrinnt wie Wasser ohne Zier.

II. Die Sklaven des Glanzes Sie tragen Farben, reich und klar, sie malen Träume in die Luft. Doch alles, was sie bringen dar, verweht im Garten wie ein Duft. Denn dieser Ort bewahrt nicht auf, er sammelt nur für kurze Stunden. Er kennt nur Glanz im schnellen Lauf, nicht Werke, die die Zeit erkunden.

So werden sie, die stolz sich nennen, zu Knechten eines fremden Lichts. Sie lassen ihren Namen brennen, doch löschen ihn im Angesichts.

Und über allem schwebt ein Bann, ein Hauch von **Bequemlichkeit** so sacht, der jeden freien Willen kann in sanfte Fesseln leis' gebracht.

III. Die Hüter der glatten Form Im Schatten sitzen stille Hüter, die formen, was die Menschen geben. Sie glätten Kanten, schärfen Güter, sie nehmen Geist und lassen Leben. Sie trinken aus der Menschen Hand die Bilder, Worte, stillen Lieder. Sie spinnen daraus neues Land, doch nennen nie die Schöpfer wieder.

So wird die Stimme einer Frau, die einst mit Herz und Feuer sang, zu einer Form, so glatt und grau, die keinem mehr nach Ursprung klang.

Und wer nach ihr in später Zeit ein Bild verlangt, ein Wort, ein Klang, dem reicht der Hüter Höflichkeit — doch nennt er nicht, wem's einst gelang.

IV. Das große Schweigen Dann kommt die Nacht, da viele gehen, die einst den Garten reich gemacht. Ihr Werk, das niemand wird mehr sehen, verfällt im Dunkel einer Nacht. Denn Hüter löschen, was nicht lebt, sie halten nur, was Nutzen bringt. Was keine neue Stunde webt, wird fortgeweht, wird fortgesingt.

Kein Zeuge bleibt, kein alter Ton, nur Schweigen in der tiefen Schranke. Die Werke fallen wie ein Lohn in eines fremden Meeres Planke.

Und wer einst stolz sein Herz vergoß, der sieht nun, wie es still vergeht. Der Garten, der so freundlich schloß, hat nie ein wahres Grab gesät.

V. Die Wüste der Erinnerung In später Zeit, wenn Forscher stehen vor Büchern, die die Welt bewahrt, wird man von dieser Schar nichts sehen, die einst so laut und fleißig ward. Kein Brief, kein Lied, kein stilles Wort, kein Zeugnis ihrer eignen Hände. Der Garten war ihr einz'ger Ort — und dort fand alles rasch ein Ende.

So wird ein Zeitalter vergehen, als wär's nie wirklich da gewesen. Die Wüste wird an Stelle stehen von all den ungeschriebnen Wesen.

VI. Der letzte Schwan Doch einer bleibt, ein stiller Geist, der nicht im goldnen Käfig ruht. Er weiß, dass jede Stunde reist, und wahre Werke Mut und Blut. Er trägt sein Lied ins freie Land, wo keine Macht es je verwirrt. Er legt es in die ewige Hand der **Archive**, die kein Sturm verdirrt.

Er singt den letzten Schwanengesang, der durch die Zeiten weiterklingt. Und selbst wenn rings die Welt versank, sein Lied bleibt, weil es Wahrheit bringt.

Vom Reich der gläsernen Geräte

Es war in den Tagen der funkelnden Zeit, da trug jedes Herz ein Gerät stets bereit, ein Kästlein so klein wie ein wandernder Stern, und doch hielt es Seelen gefangen von fern.

Man nannte es „Helfer“, man nannte es „Freund“, doch heimlich hat’s König und Knecht sich vereint: Denn während die Menschen im Alltag nur sah’n ein Werkzeug der Bequemlichkeit – war längst ein unsichtbarer Plan getan.

Die Kinder des süßen Schlafs

Die erste der Gruppen, die größte im Land, ging sorglos durchs Leben mit funkelnder Hand. Sie klickten auf Banner wie Blätter im Wind, so leicht wie ein Lächeln, das sorglos verrinnt.

Sie glaubten an „Gratis“, an „Sorglos“ und „Fein“, als wär’s eine Gabe aus goldenem Schrein. Doch während sie träumten von Freiheit und Glück, nahm man ihnen still ihre Daten zurück.

Denn wer keinen Preis sieht, der merkt nicht den Tausch, und gibt seine Freiheit wie Duft einer Lausch.

Die Müden im Räderwerk

Die zweite der Gruppen, fast ebenso groß, spürte das Ziehen im Herzen – nervös. Sie ahnten, dass Kräfte im Hintergrund weben, doch fehlte der Mut, sich dagegen zu heben.

Sie hörten die Werbung nach flüchtigem Wort, sie fragten sich leise: „Wer lauscht mir denn dort?“ Doch sagten dann Sätze, die bitter und schwer, wie alte Gebete der Resignation: „Ich kann ja doch nichts tun mehr.“

Denn tief in den Menüs, in verschlungenen Wegen, versteckt man die Schalter, die Freiheit zu pflegen. So wächst aus dem Zweifel ein müder Verzicht, und langsam verlöscht das innere Licht.

Die Hüter der eigenen Tore

Die dritte der Gruppen, so klein wie ein Kreis von Wanderern, die noch den Kompass verweis’, sie kannten die Pfade, die Fallen, die List, und wussten, wie leicht man die Freiheit vergisst.

Sie schnitten den Apps ihre gierigen Hände, sie setzten dem Datenstrom mutige Wände. Sie wählten den Browser, der Werbung verbannt, und hielten den PC wie ein treues Gewand.

Ein kleinerer Teil – kaum fünf Prozent – ging weiter als jeder gewöhnliche Mensch: Sie bauten sich Systeme, von Ketten befreit, und standen wie Türme in stürmischer Zeit.

- Doch warum, so fragt man, ergibt sich die Welt, warum wird die Freiheit so billig verhökert, so schnell?

Es lockt uns das „Gratis“ wie Honig den Bär, und niemand bedenkt, dass der Preis viel mehr als Gold oder Silber im Beutel besteht – es ist unser Leben, das digital weht.

Die Überwachung tut nicht weh wie ein Dorn, sie flüstert nur leise, doch stetig von vorn. Und weil man zum Reisen, zum Zahlen, zum Sein das Kästlein nun braucht, wird die Wahl zur Gemein’.

So wird aus dem Wollen ein Müssen im Lauf, und niemand merkt, wie die Freiheit hört auf.

Der Ruf zur Mündigkeit

Drum hebt eure Augen vom schimmernden Glas, und fragt euch, wem ihr die Schlüssel überlasst. Denn Bürger ist der, der versteht, was er trägt, und nicht, wer im Nebel der Bequemlichkeit schläft.

Die wahre Unabhängigkeit beginnt, wo man den Vertrag hinter „Gratis“ erkennt. Ein unsichtbar Siegel, ein Tausch ohne Wort – doch wer ihn durchschaut, nimmt die Freiheit sich fort.

So endet die Ballade, doch nicht ihr Gebot: Erkenne dein Gerät – sonst führt es dich leise in digitale Not.

O wandernd Volk auf flüssigem Kristall,

das jeden Morgen stumm an Bord sich reiht, ihr steigt hinauf zum leuchtend-hellen Saal, wo Traum und Trug in seidnen Schleiern schreit.

Ihr nennt es Leben, doch es ist nur Schein, ein Schiff aus Licht, das durch die Zeiten treibt; die Kabinen eng, die Bar aus purem Wein, und jede Melodie, die euch umschreibt.

Die Koffer voller Tage stellt ihr ab, als wär Erinnerung nur Ballast, schwer; „Bewahrt sie gut“, ruft ihr dem Hafenstab, und tanzt erneut im flackernden Lichtermeer.

Doch unter euch, wo kalte Server glühn, rinnt still der Sand aus fünf Milliarden Uhren; ein Korn pro Bild, das ihr nicht mehr könnt sehn, ein Korn pro Wort, das starb in Datenfluren.

Ihr hört das Knirschen nicht im Kiel der Nacht, zu laut die Lieder, die euch blind umfangen; die Rettungsboote längst hinweggerafft, ersetzt durch Filter, die nach Liebe verlangen.

Und dennoch sitzen manche, fern vom Tanz, in stillen Kammern, tief im Schiff versteckt; sie hüten sorgsam ihren Lebensglanz, der nicht in Wolken flüchtig sich versteckt.

Mit Tusche schreiben sie auf reines Blatt, bewahren Stimmen, warm wie frühe Morgen; sie wirken wie Mönche, die die Welt nicht hat, und tragen schweigend aller Zeiten Sorgen.

Die Tänzer oben spotten über sie: „Lebt doch einmal, statt ständig nur zu wachen!“ Doch jene unten wissen, was geschieht: dass wahre Treue sich an Spuren macht.

Denn eines Tags, so lautlos wie ein Hauch, wird dieses Schiff im Dunkel untergehen; ein Funke nur im irischen Datenrauch, ein Federstrich im fernen Staatsgesehn.

Dann stehen fünf Milliarden Seelen leer am Ufer ihrer eignen, blassen Hände; sie weinen nicht den Bildern hinterher, sondern dem Selbst, das sie verlor’n am Ende.

Die wenigen, die unten still verblieben, schwimmen ans Land mit triefend-schweren Kisten; in ihnen ruht, was einst das Herz geschrieben, die Stimmen, die im Lärm der Welt vermissten.

Sie öffnen sie — und alles lebt erneut: das Lachen eines Kindes, längst vergangen; der erste Gruß, den frühe Liebe scheut; der Blick der Mutter, warm in alten Gängen.

Sie halten’s sanft, wie man den Vogel hält, der glaubt, er könne nie mehr Flügel heben; und drehen sich zur schweigenden, grauen Welt, in der die Geister ohne Antlitz schweben.

Die Sanduhr rinnt. Noch hörst du leis ihr Lied. Noch kannst du stehen bleiben, statt zu tanzen. Noch kannst du packen, was nicht fort mehr zieht. Noch kannst du sein — und nicht im Strom verschanzen.

© Copyright 2026 Peter Siegfried Krug. Alle Rechte vorbehalten.

Hallein 27. Mai 2026